

Was bleibt von den Jecken?

Israel vom 1. 12. 1996 bis 28. 2. 1997
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	380
Vorspann: Alltag	380
Was bleibt von den Jecken?	381
Vergangenheit:	
Wo sind die Spuren sichtbar?	382
Aus jüdischen Deutschen werden deutschstämmige Juden	384
Gegenwart:	
Organisation: „Das Wichtigste ist ein homogener Kreis“ – der Irgun Olei Merkas Europa	387
Gesellschaft: „Wenn man die Türen zumacht, kommt man nicht zueinander“ – die Centra und Amcha	390
Kultur: „Ich habe das Gefühl, daß ich etwas nach meinem Tode hinterlasse: meine Gedichte“ – der Schriftstellerverband	395
Politik: „Es gibt keinen Friedensprozeß“ – die radikalen Siedler	401
Wissenschaft: „Die Geschichte wiederholt sich jedesmal“ – Sind die russischen Einwanderer die neuen Jecken?	403
Zukunft:	
Was bleibt von den Jecken? Schlußworte	404



Patrick Bierther, geboren am 19. Juni 1966 in Essen, schloß nach Abitur und Zivildienst eine Ausbildung zum Verlagskaufmann ab. In den Sommermonaten jobbte er in Workcamps in Osteuropa – in einer Budapester Betonfabrik, auf Prager Baustellen, bei der Weinlese in Ungarn. Daneben arbeitete er freiberuflich als Journalist hauptsächlich für Tageszeitungen und andere Printmedien. Schwerpunkte: tagesaktuelle und zeitgeschichtliche Reportagen. 1994 bis 1996 volontierte er bei der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung. Während des Volontariats Praktika in Rom und beim WDR-Fernsehen.

Vorspann: Alltag

Eine unvollständige Liste von Ereignissen aus Israel und den besetzten Gebieten von Dezember 1996 bis Februar 1997:

05. 12.1996: Zwei Froschmänner einer Marine-Eliteeinheit ertrinken bei einer Übung in Haifa.

07. 12. Im Südlibanon wird ein israelischer Soldat getötet.

11. 12. Eine jüdische Siedlerin und ihr zwölfjähriger Sohn werden aus einem vorüberfahrenden Auto in Beit El erschossen.

14. 12. Ein israelischer Offizier wird leicht verwundet, als ein Konvoi im Südlibanon in einen Hisbollah-Hinterhalt fährt. Die Israelis erschießen zwei Hisbollah-Kämpfer.

18. 12. Schießereien mit der Hisbollah im Südlibanon, die Israelis setzen Jets ein.

19. 12. Die Hisbollah beschießt im Südlibanon einen Stützpunkt der Israelis und der Südlibanesischen Armee; ein Offizier wird leicht verletzt. Unbestätigt bleiben Berichte, nach denen beim Vergeltungsfeuer der Israelis zwei libanesischen Zivilisten getötet werden. Die israelische Luftwaffe greift Ziele in der „Sicherheitszone“ an.

27. 12. Der Soldat Sharon Edri (20) wird seit 100 Tagen vermißt. Offenbar wurde er am 09.09. 1996 beim Trampen entführt.

01. 01. 1997: Der Soldat Noam Friedman fährt nach Hebron und feuert aus seinem Gewehr rund 20 Schüsse auf dem Gemüsemarkt ab; sechs Zivilisten werden verletzt. Israelische Soldaten überwältigen den Attentäter. Friedman handelte nicht in Notwehr, sondern wollte erklärtermaßen die Hebron-Vereinbarung zwischen Israelis und Palästinensern stören: „Ich bin nicht verrückt und ich bedaure nicht, was ich getan habe. Hebron ist für immer unser.“ Der Außenseiter Friedman war bereits wegen psychischer Probleme in Behandlung, die Armeeführung kann aber nicht erklären, warum man ihm trotzdem ein Gewehr gegeben habe.

08. 01. Israelische Soldaten und Amal-Kämpfer liefern sich eine Schießerei im Südlibanon. Ein 21jähriger Israeli und drei Amal-Milizionäre werden erschossen, fünf Israelis verwundet. Finnische UNIFIL-Soldaten berichten, sie seien von den Israelis durch Warnschüsse vertrieben worden. Mindestens eine Katyusha-Rakete schlägt in West-Galiläa ein. Drei israelische Elite-Soldaten werden verletzt, als im Südlibanon einer von ihnen auf eine Mine tritt, die von der Hisbollah gelegt worden war.

09. 01. Zwei Bomben explodieren in Mülleimern in der alten Busstation von Tel Aviv. Zwölf Menschen werden verletzt. Keine Terrorgruppe bekennt sich zu dem Anschlag. Die Polizei geht davon aus, daß Kriminelle die Bomben gelegt haben.

30. 01. Drei israelische Soldaten (19 und 21 Jahre alt) sterben im Südlibanon, als sie eine Sprengfalle auslösen. Ein Soldat wird verletzt.

04. 02. Zwei Militärhubschrauber stoßen auf dem Weg in den Südlibanon zusammen und stürzen auf einen Kibbuz. 73 Soldaten sterben – das größte Unglück in der israelischen Militärgeschichte. Im Radio sind tagelang getragene Musik und weinende Angehörige zu hören. Man kann den Sendungen nicht entgehen, nicht im Bus und nicht in den Stationen der U-Bahn von Haifa.

Was bleibt von den Jecken?

Man nannte sie Jecken. Den Einheimischen schienen sie jeck zu sein oder Gecken – Einwanderer aus Deutschland, die auch sommers in der Gluthitze des werdenden Tel Avivs stets korrekt Jackett trugen. Woher auch immer der Begriff rühren mochte, die Deutschstämmigen empfanden ihn als beleidigend, und so war er wohl auch gemeint. Doch mittlerweile machen die Israelis Witze über andere Minderheiten; die letzten Jecken verwenden den Spottnamen bisweilen selber. Wie der Begriff werden auch die Jecken selbst bald Geschichte sein.

Wer sich mit den aus Deutschland eingewanderten Israelis beschäftigt, taucht tief in die 30er, 40er, 50er Jahre ein. Er bewegt sich in einer jahrzehntelang gereiften Gemengelage aus Wahrheiten und Legenden, Resignation und Überlebenswillen, Vernichtung und Aufbau, Weltoffenheit und Dünkeln, Anklagen und Selbstvorwürfen, Aussöhnung und Abschottung. Die Jecken sind nie eine homogene Gruppe gewesen und haben sich in den bewegten letzten Jahrzehnten weiter aufgespalten in Religiöse und Weltliche, Kibuzzniks und Bürgerliche, Befürworter und Gegner des Friedensprozesses und der Aussöhnung mit den Deutschen. Zahllose wissenschaftlich und politisch motivierte Arbeiten über die Jecken haben das Bild immer unschärfer werden lassen. Und wie jeder Mensch spinnen die alten Juden ihre eigenen Identitäten. Es ist nicht möglich, über die Jecken allgemeingültige Aussagen zu machen.

Es gibt keine Zahlen darüber, wieviele Jecken noch leben. Ihre Zusammenschlüsse schlafen ein – die Zahl der aktiven Alten sinkt, junge

Leute stoßen nicht dazu. Für die jungen Israelis sind nicht nur die Jecken komische Käuze, sondern auch Leute, die sich mit ihnen beschäftigen. Über Jecken kann man mit Jecken reden und mit ein paar Wissenschaftlern.

Einer von ihnen ist Prof. Yoav Gelber. Er ist Direktor des Stochlitz-Institute of Holocaust Studies an der Universität Haifa und hat ein Buch über die Jecken geschrieben. Seither gilt er als einer der Experten in Sachen Jecken. Selbst er sagt: „Soziologisch gesehen, gibt es die Jecken zwar noch als Individuen, aber seit den frühen 50er Jahren nicht mehr als Gruppe.“

Vergangenheit: Wo sind die Spuren sichtbar?

Über die Jecken ist schon reichlich publiziert worden, und zwar nicht erst in den letzten Jahren. Gelber hat seine Recherche 1982 begonnen. Er nennt Forschungen aus den 60er Jahren, Memoiren aus den 60er und 70er Jahren, und ein Buch, das 1943 anlässlich des 10. Jahrestages der deutschen Einwanderung erschien. Gelber sagt: „Es ist falsch, daß es erst seit den 80ern ein größeres öffentliches Interesse an den Jeckes gäbe.“

Was konnte also Gelber in den 80er Jahren Neues schreiben? „Das Leo-Baeck-Institut als Auftraggeber wollte, daß ich mich auf die zweite Generation konzentrierte, auf die Kinder der Einwanderer. Aber die von anderen Einflüssen zu trennen, ist unmöglich. Viele Jecken der zweiten Generation sprechen Deutsch, wenn sie nicht sogar Deutsch lesen. Den meisten der ersten Generation fiel es schwer, Hebräisch zu lernen; es gab keine Methode, es Erwachsene zu lehren, nur für Grundschüler. Für Akademiker war das schwer zu ertragen, also gaben sie auf. Ihre Kinder lernten die Sprache gut, sie sprachen daheim Deutsch und Hebräisch. Manchmal wurde die deutsche Sprache an die dritte Generation weitergegeben. Wenn die Enkel mit den Großeltern aufgewachsen sind, können sie etwas. Meine Großeltern sprachen miteinander Polnisch, mit ihren Kindern Deutsch und mit uns Hebräisch.“

Und die jetzige Enkel-Generation, die 20-, 30jährigen? „In der Akademie treffe ich hier und da Leute deutscher Herkunft, die etwas von ihrem kulturellen Erbe bewahren: in der Sprache, in den Interessen. Sie sind eher europäisch als amerikanisch orientiert, das macht sie ungewöhnlich.“ Diese Generation trifft sich nicht mit Jecken, aber: „In den letzten Jahren war es ziemlich beliebt unter alten Leuten, die von ihren Heimatstädten eingeladen wurden, ihre Kinder oder sogar Enkel mitzunehmen, um ihnen zu zeigen, wo sie herkamen. Unter den Jungen gibt es seit den frühen 80er Jahren eine amerikanische Mode, sich um seine Wurzeln zu kümmern, angefangen von den Schwarzen.“

Die Kinder der Jecken, die heute in den Schlüsselpositionen der Gesellschaft sind, seien „natürlich keine Jecken mehr“: „Sie haben einige Eigenschaften der Jeckes: die Sprache, die Starrköpfigkeit, die Sturheit, den

Mangel an Humor. Das sind die typischen Eigenschaften.“ Wie weit bringt man es damit in der israelischen Gesellschaft? Lange Zeit bildeten die Jecken eine Elite im Lande; sie bauten das Justizwesen auf, die Verwaltung, die Archive, sie beherrschten die Medizin, die Architektur, viele Betriebe. Doch diese Zeiten sind nach Gelber vorbei: „Die Jecken selbst sind heute nirgends repräsentiert, weil sie alle im Ruhestand sind. Heute sind die Jecken in der zweiten und dritten Generation im Justizwesen überrepräsentiert und in den Banken. Sie finden viele, viele in den Universitäten.“ Mehr nicht – die Zeit habe die Jecken überholt: „Die Deutschen brachten die Modelle der 30er Jahre mit. Beispiel Medizin: Es gab eine Zeit in den 40er, 50er Jahren, als die Medizin in Palästina nach deutschem Vorbild aufgebaut wurde. Seit den späten 50ern ging jeder Doktor für seinen Post-Ph.D. in die USA. Seit den späten 60ern haben wir eine amerikanische Medizin, keine deutsche. Beispiel Wirtschaft: Sie bestimmten die Industrie in den 50er und 60er Jahren. Danach kam der Trend zu großen Companies und Konzernen; die Deutschen hatten die Idee des Familienbetriebes mitgebracht, und die wurden von den großen Companies geschluckt.“

Dem Offizier Prof. Yoav Gelber fällt noch ein Bereich ein, in dem die Nachkommen der Jecken überrepräsentiert seien: „Einmal, 1986, fragte ich Michael Bruno von Peace Now, ob sie eine Statistik führen, wieviel Prozent der Mitglieder – nicht der Führung – deutsche Juden der zweiten Generation waren. Bruno kam aus Deutschland in den 30er Jahren, ein Jahr alt. Er war einer der Aktivisten von Peace Now in den 80ern, bevor er Chef der Staatsbank wurde. Er antwortete: ‚Ich habe nie darüber nachgedacht, aber wenn ich sie durchzähle: möglicherweise viele!‘“ Gelber glaubt, daß die meisten Nachkommen der Jecken für den Friedensprozeß sind.

Dennoch hört man von den Jecken nie ein schlechtes Wort über das israelische Militär – und das, obwohl die Alpträume so vieler deutschstämmiger Juden von Uniformträgern handeln. Typisch das, was eine Jeckin sagt: „Wir waren stolz, ein Militär zu haben. Wir haben gedacht, wir brauchen es, um uns zu verteidigen. Aber wir haben nie weitergedacht, daß es auch zum Angriff usw. kommen würde, sondern wir haben es sehr positiv genommen: Wir gehen nicht zur Schlachtbank, um geopfert zu werden, wir werden uns wehren.“

Gelber hat eine Erklärung für den Widerspruch: „Man kann die These nicht aufrechterhalten, viele Jeckes hätten ein ambivalentes (meint: negatives) Verhältnis zum Militär gehabt nach ihren Erfahrungen mit Wehrmacht, SA und SS. Nein, sie hatten ein höheres Bewußtsein für Staatsangehörigkeit und Dienst, denn sie waren seit vier Generationen emanzipiert. Für sie waren Gesetz, Dienst, Staatsangehörigkeit, Loyalität zum Staat tiefverwurzelte Werte – anders als für die osteuropäischen Juden. Für die russischen und polnischen Juden war die Armee ein Feind. Und da die Jecken Deutschland relativ früh nach Hitlers Machtübernahme verlassen hatten, änderten sie ihre grundlegenden Werte nicht. Es war ein Unglücksfall (accident), daß der deutsche Staat sich zum Nazi-Staat wandelte. Aber das beeinflußte die Einstellung der (deutschen) Juden zum Staat als solchen nicht. Es

gab sehr, sehr, sehr wenige im Kampf gegen die Briten. Denn sie hatten Respekt für die Regierung und Autoritäten, und in diesen Jahren war die Regierung britisch. Es war unvorstellbar, die Waffen gegen die Regierung zu ergreifen. Später? Ihre Beteiligung am 1948er Krieg wird ein bißchen stärker gewesen sein als der Durchschnitt – weil sie mehr Pflichtbewußtsein hatten als andere Teile der Gesellschaft.“ Aber pauschale Aussagen seien nicht möglich: „Es gab auch einige mit pazifistischem Background aus Deutschland, und radikale Linke. Deren Einstellung war explizit antimilitaristisch.“

Vergangenheit: Aus jüdischen Deutschen werden deutschstämmige Juden

Zionisten siedelten sich schon Ende des vergangenen Jahrhunderts im damals osmanischen Palästina an. Darunter waren auch deutsche Juden – doch gehört es zur Tragik der Jecken, daß die meisten von ihnen nicht zum Aufbau eines jüdischen Staates kamen, sondern auf der Flucht vor den Nazis. Daß die meisten deutschen Juden notgedrungen kamen und nicht aus freien Stücken, ist eine der wenigen unbestrittenen Aussagen über die Jecken.

Hier soll nicht die Geschichte der deutschen Einwanderung nach Palästina erzählt werden. Für das Verständnis der Jecken und ihrer Nachkommen ist es jedoch wichtig, Konflikte zu kennen, die bis heute fortwirken. Dazu gehört, daß nicht jeder, der den Nazis entkommen war, nach Palästina hineindurfte. Die Briten ließen nur wenige tausend Immigranten pro Halbjahr ins Land. Ihr Verhandlungspartner war der Jischuw, die jüdischen Gemeinden Palästinas, die durch die Jewish Agency vertreten wurden. Es blieb größtenteils den Funktionären der Jewish Agency in Palästina überlassen, die genehmigte Quote auf verschiedene Länder aufzuteilen. Sie aber wollten eine „selektive Immigration“ gesunder, junger Zionisten, die bereit waren, auf dem Land zu arbeiten. So sollte eine neue Gesellschaft geschaffen werden, die sich grundlegend von der bisherigen, durch das Diasporadasein geprägten unterscheiden sollte; das Stadtleben war in Augen der Zionisten Ausdruck sozialer und moralischer Degeneration. Nicht einmal den eigenen Brüdern waren die Flüchtlinge willkommen, wenn sie nicht dem Wunschbild entsprachen. Und die, die es schafften, lebten in dem Bewußtsein, daß dafür ein anderer Jude ermordet worden war, der die Einwanderungsgenehmigung nicht erhalten hatte. Viele dem Holocaust entkommene Israelis werden deswegen heute noch von Schuldgefühlen gequält.

Andere unterschätzten die Gefahr. Erst als die Lage in Deutschland immer schlimmer wurde, versuchten sie auszuwandern, aber da ließen die Briten mit Rücksicht auf die Araber immer weniger Juden ins Land. Die einzige Möglichkeit, diese Menschen zu diesem Zeitpunkt zu retten,

bestand in der illegalen Einwanderung. Von 1934 bis zur Staatsgründung 1948 kamen rund 140 Schiffe mit über 100 000 illegalen Einwanderern. Zeitweilig überstieg die Zahl der illegalen Immigranten die der legalen.

Die Auswanderung aus Deutschland dagegen geschah bizarrerweise oft auf legalem Wege. Das war nach dem 1933er „Umsiedlungs-Abkommen“ zwischen dem Reich und der Jewish Agency möglich. Die Nazis wollten die Juden unbedingt loswerden, zur Not auch im Guten. Deshalb vereinbarten sie mit der Agency, daß Juden, die nach Palästina emigrierten, aus ihrem Vermögen ca. 15 000 Reichsmark mitnehmen durften – genug, um von den Briten in Palästina freudig als „Kapitalist“ aufgenommen zu werden. Das unter den Juden heftig umstrittene Abkommen nutzte dem jüdischen Volk doppelt: Rund 20 000 Menschen wurden so gerettet, 30 Mio. Dollar flossen von Deutschland nach Palästina – bis zur Mitte des Krieges, bis zur „Endlösung“.

Anfang 1933 gab es in Deutschland über eine halbe Million Juden, rund 1% der Bevölkerung; weitere 200 000 lebten in Österreich. Der israelische Journalist Tom Segev hat in seinem Bestseller „Die siebte Million“ die Forschungen von Historikern zusammengefaßt: „Etwa ein Drittel der Juden dieser beiden Länder wurden ermordet, den übrigen gelang es, rechtzeitig zu fliehen. Sie siedelten sich in den Vereinigten Staaten, in England und in allen möglichen anderen Ländern an. Nur jeder zehnte kam nach Palästina, insgesamt 50 000 bis 60 000 Menschen. Sie machten 20% der Gesamtzahl der Einwanderer aus, die in den zwölf Jahren des ‚Dritten Reiches‘ Palästina erreichten; aber in den zwei Jahren vor Beginn des Zweiten Weltkrieges stellten sie die Hälfte aller Immigranten dar. Sie waren aus einem Land vertrieben worden, das sie als ihr eigenes geliebt hatten, und trafen schockiert und verwirrt in Palästina ein. – In ein fernes Land emigrieren zu müssen, war für sie eine Katastrophe – ein Abstieg und nicht ein ‚Aufstieg‘, wie der für die Übersiedlung nach Israel gebrauchte hebräische Begriff Alijah wörtlich übersetzt bedeutet. Es war eine traurige Geschichte.“

Palästina war ein unterentwickeltes Land mit geringer Lebensqualität, fremder Sprache und Terroranschlägen. Gerade die prominenten Juden wanderten deshalb kaum nach Palästina aus. Der Philosoph Martin Buber, die Dichterin Else Lasker-Schüler, der Schriftsteller Arnold Zweig und der Architekt Erich Mendelsohn waren absolute Ausnahmen.

Auch nach dem Holocaust kamen kaum deutschstämmige Juden nach Palästina. Die Überlebenden gingen eher in die USA oder andere, „sichere“ Länder. Dennoch kamen nach Kriegsende bis 1949 Massen jüdischer Flüchtlinge in das kaum erschlossene Palästina; Ende 1949 lebten nahezu 350 000 Holocaust-Überlebende in Israel – fast ein Drittel der Bevölkerung des neuen Staates. Die Umstände der Einwanderung nach Kriegsende sind ein weiteres trauriges Kapitel. Erst als Segev sein Buch veröffentlichte, gab es darüber heftige Diskussionen in Israel. Segev dokumentierte, wie Abgesandte des Jischuw, die unmittelbar nach Kriegsende die Lager für Displaced Persons besichtigten, die Flüchtlinge als „menschliche Trümmer“ beschrieben, als „nicht nur von körperlichem und seelischen, sondern auch

von moralischem Verfall betroffen“. Die Überlebenden galten als „der Rest“. Die strammen Zionisten beklagten Materialismus, Nihilismus, „Exilmentalität“. Ben Gurion soll laut Segev gesagt haben: „Unter den Überlebenden der deutschen Konzentrationslager gab es jene, die nicht überlebt hätten, wären sie nicht so gewesen, wie sie waren – hart, böse, egoistisch; und all das, was sie erleiden mußten, hat zerstört, was es in ihrer Seele noch an Gutem gab.“ Ein Jischuw-Abgesandter nannte sie „Abschaum“. Die Zionisten mußten den Traum begraben, mit den Besten des europäischen Judentums eine neue Gesellschaft in Israel aufbauen zu können: „Der Mord an den Juden zwang die Zionisten zu der Erkenntnis, daß alle, die noch lebten, unverzüglich nach Palästina gebracht werden mußten (Segev).“

Segev spricht von einer Barriere aus Blut und Schweigen und Qual und Einsamkeit: „Einige neigten dazu, dem europäischen Judentum selbst die Schuld für seine Vernichtung zuzuschreiben.“ Alles wäre anders gekommen, behaupteten sie, wenn die Juden im Exil nur ausgewandert wären und sich eine Heimstatt in ihrem Heimatland errichtet hätten. Die Überlebenden wiederum fragten sich, was der Jischuw denn zu ihrer Rettung unternommen habe.

Die Vernichtung der europäischen Juden im Holocaust verwies Israel auf die Juden der arabischen Welt als Einwanderungsreservoir. Mit der Ankunft der Einwanderer aus den arabischen Ländern ab 1949 entstand eine neue Ausprägung sozialer Konflikte. Es hieß nun nicht länger Alteingesessene gegen Holocaust-Überlebende, sondern „Aschkenasim“ gegen „Sephardim“, europäische Juden gegen orientalische Juden. Die osteuropäischen Zionisten bildeten dabei das politische Establishment. Die deutschstämmigen Juden spielten politisch kaum eine Rolle.

In der Wirtschaft waren die Jecken erfolgreicher; sie waren meist gut ausgebildet, tüchtig und liquide. Bald nach der Staatsgründung flossen die ersten „Wiedergutmachungs“-Zahlungen aus Deutschland. Segev nennt die Summe von insgesamt 3,45 Mrd. DM an den Staat Israel und jüdische Organisationen, zuzüglich individueller Entschädigungen, Einmalzahlungen und Renten – „die Deutschen errechneten später, daß sie bis 2030 insgesamt 120 Mrd. DM bezahlt haben würden“. Segev kritisiert: „Die Entschädigungen waren von Anfang an ungleich verteilt: Israelis aus Deutschland durften mehr verlangen als Verfolgte aus anderen Ländern. Die Bank von Israel schätzt, daß 10% all jener, die Entschädigungszahlungen bekamen, zwischen 31 und 43% der Gesamtsumme erhielten. Wenige wurden durch die Entschädigungen reich, aber viele konnten, frei von finanziellen Sorgen, recht gut leben. Es gibt Schätzungen, nach denen mehr als 250 000 Israelis Entschädigungsleistungen aus Deutschland erhielten. Die Pauschalsummen kamen in etwa einem Jahreseinkommen gleich. Viele benutzten das Geld, um in bessere Wohnungen einzuziehen. Die monatlichen Renten aus Deutschland hoben das Einkommen eines durchschnittlichen Empfängers um etwa 30% über das eines Israelis, der keine deutschen Gelder bekam. Nicht zuletzt dadurch vertiefte sich der Graben zwischen Aschkenasim und orientalischen Juden noch mehr.“

Gegenwart:

Organisation: „Das Wichtigste ist ein homogener Kreis“ – der Irgun Olei Merkass Europa

Die Jecken mußten sehr schnell erkennen, daß sie in Palästina nicht mit offenen Armen empfangen wurden. Sich eine Existenz aufzubauen, war außerordentlich schwer. An Führungspositionen wie in Deutschland war nicht zu denken. Als Starthilfe für die Neueinwanderer gründeten Zionisten 1932 den Verband der Einwanderer aus Deutschland, boten Hebräisch-Unterricht, „Palästinakunde“ und Beratung beim Kapitaltransfer. Außerdem gab der Verband ein Mitteilungsblatt heraus, das unter dem Titel „MB“ bis heute erscheint. Damals nannte es deutsch geführte Hotels „in staubfreier Luft“ und Mittel gegen „Wanzen und Schwaben (sic), die Sie auch in Palästina nicht in Ihrer Wohnung zu haben brauchen“. In späterer Zeit wies das MB auf das Infotelefon des Verbandes hin, das darüber informierte, wie man unter Scud-Beschuß die Gasmasken richtig aufsetzt. 1942 erhielt der Verband seinen heutigen Namen: Verband der Einwanderer aus Zentraleuropa (Irgun Olei Merkass Europa). Im selben Jahr gründeten Deutschstämmige eine eigene Partei, die Alijah Chadasha. Nach einigen Wahlerfolgen in den 40er Jahren schloß die Partei ein. Politik war eben nicht das Geschäft der Jecken. Sie hatten auch ganz andere Probleme zu lösen, handgreifliche. Die riesigen Massen von Einwanderern aus Deutschland brauchten Wohnung, Umschulungen und Arbeit. Der Irgun leistete vieles ehrenamtlich, auch Sozialleistungen, die es damals in Palästina sonst nicht gab. Dafür gründete der Verband 1941 sein „Solidaritätswerk“.

Heute betreibt der Irgun fünf Altenheime (in Israel heißen sie Elternheime) in Jerusalem, Haifa und Ramat Chen bei Tel Aviv. Hier wohnen rund 700 alte Jecken. Außerdem gibt es fünf Wohnheime für Menschen, die sich weitgehend selbst versorgen können, mit etwa 200 Plätzen. Drei Heime bieten auch „Clubs“, in denen man sich tagsüber trifft. Wegen des zunehmenden Alters der Jecken mußten die Heime in den letzten fünf Jahren stark erweitert werden. Sie sind sehr gefragt, es gibt lange Wartelisten.

Die Verwaltung des Irgun Olei Merkass Europa ist in einem ehemals eleganten Haus in der Tel Aviver Fußgängerzone untergebracht. Von den Wänden des größten Büros sehen legendäre Zionisten wie Dr. Siegfried Moses und Georg Landauer auf den jetzigen Direktor herab: Moshe Harel.

Mit seinen kaum über 50 Jahren ist Harel, ein früherer Oberst der Artillerie, ein Jüngling in diesen Kreisen. Noch untypischer: Seine Familie stammt nicht aus dem deutschsprachigen Raum, sondern aus der Slowakei. Deutsch hat Harel nur mit seinen Großeltern gesprochen, die noch die k.u.k.-Zeit erlebt hatten. Er zieht es vor, sich auf Hebräisch oder Englisch zu unterhalten.

Harel macht gleich zu Anfang klar, wer Chancen auf einen der begehrten Heimplätze hat: „Wir sind apolitisch und sehr liberalistisch. Sie wollen fromm sein? Bitte. Sie wollen nicht fromm sein? Auch gut. Nur eins dürfen

Sie nicht: Am Sabbat mit Zigarre und Transistorradio zum Essen kommen. Unsere Bewohner sollen möglichst denselben kulturellen Background haben. Nichts ist schlimmer als in einer Umgebung leben zu müssen, deren gesellschaftliche Zusammensetzung einem nicht zusagt.“

Die gesellschaftliche Zusammensetzung regelt sich auch über den Preis. Ein Wohnheim-Platz kostet 40 000 \$ Aufnahmegebühr und ca. 250 DM monatlich. Im Elternhaus sind es 100 000 \$ Aufnahmegebühr und ca. 2000 DM monatlich. Dafür wird den Bewohnern deutlich mehr geboten als in israelischen Durchschnittsheimen: „Die Einrichtung ist modern. Man will ein bißchen Salon haben, Televisia usw. Wir bieten Unterhaltung, Bridge, Bibellesungen, z. T. deutschsprachiges Personal, Vorträge; manchmal kommt der deutsche Botschafter vorbei.“ Oder die Bewohner sorgen selbst für ein Programm, wie die 102jährige Trude Fraenkel, die nach 60 Jahren im Lande noch immer Mainzerisch und nicht Hebräisch spricht und als Kulturreferentin „Vorträsche“ organisiert; dafür wurde sie 1996 zur Ehrenbürgerin von Jerusalem ernannt.

7000 Mitglieder hat der Irgun und rund 150 Mitarbeiter. Ihre Gehälter werden durch die monatlichen Zahlungen finanziert, durch Beiträge, Spenden und Erbschaften, aber auch durch „Wiedergutmachungs“-Zahlungen aus Deutschland. Der Irgun betont, daß wegen der deutschen Gelder viele ihren Kindern nicht zur Last fielen; deshalb könnten sich auch die Kinder der Jecken „getrost als Nutznießer der Wiedergutmachungszahlungen betrachten“.

Die genauen Aufgaben des Verbandes übersetzt Prof. Paul Alsberg aus der Satzung: „Juden aus Mitteleuropa zu vertreten, zu beraten, Einrichtungen zu führen für ihre Wohlfahrt, Gesundheit, gesellschaftlichen Erfordernisse, Bildung und Kultur, und Verbindung mit ähnlichen Verbänden international aufrechtzuerhalten.“ Alsberg, Jahrgang 1919, bis 1996 Vorsitzender des Verbandspräsidiums, ist ein Vorzeigejecke: gebildet, Akademiker, langjähriger Leiter des israelischen Staatsarchivs. Er engagiert sich ehrenamtlich im Irgun, wie so viele Jecken: „1984 bin ich als der bei weitem Jüngste in das Präsidium eingetreten. Da war die Meinung der Leute, die etwas davon verstehen sollten: Der Irgun wird noch zwölf Jahre bestehen. Also sind wir jetzt bereits ein Jahr lang tot... Ich glaube nicht, daß der Verband eingehen wird, bevor die letzten meiner Generation das Zeitliche gesegnet haben.“

Alsberg ist sich im Klaren darüber, daß „der Irgun im Laufe der nächsten paar Jahre eine starke Veränderung erleben wird“. Vor zwei Jahren wurden die Heime als eigene Gesellschaft aus dem Irgun ausgegliedert: „Diese Gesellschaft wird bestehen bleiben, solange ältere Menschen interessiert daran sind, in diesen Häusern zu leben. Das Wichtige ist – und wird, glaube ich, noch sehr lange halten –, das ist ein mehr oder weniger homogener europäischer Kreis. Das heißt nicht Deutsch sprechen. Wir haben auch englische oder französische Muttersprachler.“ Angesichts des Bewerberüberhangs nehme man vor allem Menschen, die „aus unserem Kreis stammen“. Keinesfalls dürften „Gemüsehändler vom Markt unsere Heime über-

schwemmen, und die nehmen wir vorläufig nicht auf. Weil sie ganz einfach durch ihr Benehmen nicht passen würden. Sie würden das homogene Bild stören. Andere Allüren! Sie als Deutscher und ich als deutscher Jude, wir würden uns da nicht wohlfühlen. Wir würden abrücken. Das ist eine instinktive Haltung, die nichts mit Wert zu tun hat. Oder sehr wenig. Wir bemühen uns nach Möglichkeit, keine Spannungen hineinzubringen“. Und die wären unausweichlich, wenn – Gott bewahre! – bei Tisch jemand mit der Gabel die Kartoffeln aus der Schüssel nähme und nicht mit dem Löffel. Wobei Alsberg betont, „die Juden, die aus Deutschland kamen, sind längst nicht kulturell alle gleich gewesen“.

Die Mehrheit der Israelis sind Eigenheimbesitzer. Der Verkauf ihrer Wohnung erlöst genug Geld, um in ein Heim sich einzukaufen. Teuer sind aber die monatlichen Zahlungen. „Für Leute so wie wir, wenn sie eine noch so kleine Rente aus Deutschland bekommen, ist dieses Problem gering. Denn die israelischen Pensionen sind so wie alle Gehälter viel, viel niedriger als in Deutschland. Aber in der nächsten Bewohnergeneration ist die wirtschaftliche Situation besser. Dann fallen zwar die Wiedergutmachungszahlen weg. Dann aber sind die Heime nicht mehr in der Bauphase, in der sie ziemlich hohe Summen verlangen müssen, um die Heime überhaupt errichten zu können. Die Erhaltung wird Geld kosten, aber Grund und Boden sind bezahlt.“

Die Zukunft der Trägergesellschaft der Heime sieht Alsberg langfristig „absolut“ gesichert. Der Irgun selbst wird eine Art Aufsichtsratsfunktion behalten – und fürs Soziale zuständig sein: „Wir machen für keinen Geld als Bedingung. Es gibt Fälle, in denen de facto das Solidaritätswerk alles trägt. Es ist ein Irrtum zu glauben, die deutsche Alijah sei wirtschaftlich so gesichert. All' die, die selbständig waren oder, als sie aus Deutschland weggingen, noch keinerlei Anstellung hatten und damit keinen Rentenanspruch, sind auf ihre israelische Rente angewiesen – das sind gar nicht wenige.“ Rund 200 Menschen erhalten monatlich 90-110 DM vom Solidaritätswerk, 300 weitere bekommen hin und wieder einen Zuschuß.

„Das Solidaritätswerk ist eine unserer zentralen Aufgaben“, sagt Alsberg: „Dazu gehören die kulturelle Komponente, Verbindung mit Deutschen zu kulturellem Austausch, Kooperation mit dem Goethe-Institut, mit den Heimbewohnern Ausflüge zu unternehmen, das Land zu zeigen und das, was geschaffen wird. Das ist natürlich eine Aufgabe, die immer kleiner wird. Wir betreuen durch Sozialfürsorgerinnen Menschen, die nicht in Heimen leben.“ Und dann ist da das Mitteilungsblatt: „Wir haben heute eine Auflage von 4500 Exemplaren. Sie gehen erstens an unsere Heimbewohner, etwas mehr als 800, und an die Mitglieder unserer Organisation. 120 Exemplare gehen ins Ausland. Wir gehen von vier Lesern pro Exemplar aus. Natürlich sinkt der Kreis der Mitglieder. Darum erscheint ein Teil des MB seit einiger Zeit auf Hebräisch. Wir haben jetzt auch eine hebräische Redaktion, die getrennt ist von der deutschen.“ Jede Redaktion hat drei ehrenamtliche Mitglieder, z. T. journalistische Profis. Auf Hebräisch werden seit langem auch alle Verhandlungen des Irgun geführt, alle Protokolle verfaßt.

Die eigentlichen Einwanderer sterben aus. Alsberg schätzt, daß es einmal 90 000 waren, wieviele es heute sind, wie hoch ihr Organisationsgrad ist, „kann ich nicht sagen“. Darum wird diskutiert, ob der Irgun sich umbenennen solle – von „Verband der Einwanderer aus Zentraleuropa“ in „Verband der aus Zentraleuropa stammenden Menschen“. Alsberg: „Solange ich der Vorsitzende war – bis November 1996 – habe ich mich dem widersetzt. Der bürokratische Aufwand wäre sehr groß gewesen. Aber die Diskussion wird weitergehen, bis die anderen gewonnen haben.“ In den Statuten heißt es jetzt als Kompromiß: „Der Verband ist die Vertretung der Juden, die aus den Ländern Mitteleuropas nach Israel eingewandert sind und deren Nachkommen für alle Zeiten.“

Gegenwart:

Gesellschaft: „Wenn man die Türen zumacht, kommt man nicht zueinander“ – die Centra und Amcha

Als gute Deutsche sind die Jecken bestens organisiert. Noch heute gibt es neben dem Irgun landsmannschaftliche Vereinigungen ehemaliger Chemnitzer, Frankfurter, Mannheimer, Breslauer und Oberschlesier, Hamburger und Lübecker und Bremer, Hannoveraner, Kasselaner, Kölner und Rheinländer, Ostpreußen und Danziger, Bayern. Sie gehören einem „Dachverband der zentral-europäischen Landsmannschaften“ an, der Centra.

Die 2. Vorsitzende der Centra ist Hilde Hoffmann, zugleich 1. Vorsitzende der ehemaligen Frankfurter in Israel. Sie empfängt Besucher einen Steinwurf von Tel Avivs Mittelmeerküste entfernt in einem Wohnzimmer voller schwerer dunkler Holzmöbel, in den Regalen stehen die Klassikerausgaben von Goethe, Schiller, Keller, zum Tee gibt es Gebäck auf Silbertablets – ein deutsches Idyll, wäre es nicht wiederentstanden nach Flucht, Völkermord und Krieg.

Hilde Hoffmanns Vater Albert Kaufmann, ein Weltkriegs-Invalid, hat sich „als vollkommener Deutscher empfunden – schon als Jude, aber das Deutsch-Sein war das dominierende“ und „nie an Auswanderung gedacht“. Doch nach der Kristallnacht und einer vorübergehenden Inhaftierung im KZ Buchenwald wollte der Vater so weit wie möglich von Deutschland fort – nach Palästina. Aus Deutschland rettete das Mädchen Hilde Kaufmann ihr Fotoalbum. Das Album ist ihr heute noch sehr wichtig. Hilde Hoffmann hat begriffen, daß dieses Album kostbares Zeugnis gibt von einer ausgelöschten Welt: „Sie können sich das anschauen: Das war jüdische Jugend in Deutschland.“

Der Neuanfang in Palästina war auch für Hilde Hoffmann schwer: „Mein Mann war der Sohn des letzten Oberrabbiners in Frankfurt und konnte Hebräisch. Ich nicht! Und das ging ihm auf die Nerven, wenn ich in meinem schlechten Hebräisch mit ihm gesprochen habe, und wir haben Deutsch gesprochen. Unsere Tochter kann Deutsch. Die ersten 20 Jahre

waren wir nur mit Deutschen zusammen, die auch nur Deutsch gesprochen haben. Es gibt auch heute noch viele Deutsche, die nur unter sich verkehren. Mein Mann und ich haben mit der übrigen Bevölkerung sehr viel Kontakt gehabt, aber es gab kaum welche, die Sabres (Ur-Israelis) waren. Das waren Zugewanderte, deren Kinder Sabres waren.“ War das nur eine Frage der Sprache? „Vielleicht auch der Mentalität. Wir kamen viel mehr in Kontakt mit Anglosachsen und weniger mit Ägyptern. Ich weiß nicht, wieso. Auch noch in der Generation meiner Kinder war das ein bißchen schwer wegen der Sitten der Hochzeitsgebräuche und im Lebensstil. Früher war das sehr dominierend. Der Sabre hat sich nicht angezogen. Der Jecke hat sich in Kluft geworfen. Wir Jecken finden es schrecklich, daß man ins Konzert oder ins Theater geht und sich nicht anzieht. Aber heute sind die jungen berufstätigen Menschen auch mehr angezogen, so fällt das nicht mehr so auf. Mich hat früher gestört dieses ewige Saloppe. Mein Schwiegersohn konnte noch zur Heirat keine Krawatte binden, und er wollte auch nicht.“

Hilde Hoffmann geht völlig auf in ihrer Tätigkeit für die Jecken-Verbände: „Wenn wir Sänger haben oder Cassetten – man hört gern leichte Operetten, Opern schon weniger, oder die alten Lieder – das zieht alle an. Dann ist es voll bei uns. Das machen wir meistens im Rahmen der Centra, denn das ist mit größeren Ausgaben verbunden. Dann gehen alle sehr zufrieden nach Hause, daß man ein bißchen alte deutsche ‚Kultur‘ hatte. Zu Purim (Fastnacht) haben wir 200 Leute, meist in Tel Aviv oder Haifa. Was die Mitglieder eint, ist das Bedürfnis, zusammenzukommen auf derselben kulturellen Linie, die sie früher mal gewohnt waren, d. h. Vorträge auf Deutsch, über die deutsche Kultur. Auch über zeitgenössische Autoren, obwohl uns deren Sprache viel schwieriger ist. Es ist nicht unsere Sprache, so wie wahrscheinlich meine Sprache nicht ihre Sprache ist. Wenn ich heute ein deutsches Buch lese, ist es mir nicht immer leicht, weil es eine andere Sprache ist als die, die ich gelernt habe. Der Stil ist irgendwie anders. Aber das hat vielleicht auch mit dem Alter zu tun.“ Kann es sein, daß die alten Deutschen, die in Deutschland leben, diese Entwicklung mitgemacht haben, während die Jecken festhalten an einem Deutsch und einer Idee von deutscher Kultur, wie es sie in den 20er Jahren gab? „Hundertprozentig. Das ist der Grund. Wir haben das versäumt. Wir waren nicht dabei.“

Haben die Verbände Tradition? „Es gibt einige Verbände, die bestehen schon seit 20 Jahren. Davor gab es sie nicht: Der Existenzkampf war zu groß. Man hat sich diesen Luxus nicht erlaubt. D. h. nicht, daß man sich nicht geholfen hat, aber nicht im Rahmen eines Verbandes. Die Hoch-Zeit der Aktivitäten war 1980 bis 1995. Wir nehmen umgerechnet 30 DM Jahresbeitrag. Von unseren Mitgliedern zahlt ein Drittel, der Rest nicht, wir können sie nicht zwingen. Das Goethe-Institut ist eine große Sache für uns. Die sind sehr bereit, unsere Veranstaltungen dort zu gestalten, wenn es Niveau hat. Anderswo müssen wir Saalmiete bezahlen und Eintrittsgeld erheben. Einmal im Monat schicken wir Rundbriefe mit Veranstaltungsterminen und Suchnotizen. Mit dem Irgun und der Israelisch-Deutschen Gesellschaft versuchen wir zusammenzuarbeiten und uns nicht zu überschneiden.“

Wie ist der Organisationsgrad? „Mehr oder weniger die ganzen deutschen Einwanderer sind ergriffen bei Centra als Dachverband, bei den landsmannschaftlichen Verbänden, der Israelisch-Deutschen Gesellschaft, den Logen. Die Deutschen hier organisieren sich hier sehr stark, sogar stärker als in Deutschland. Irgendwie organisiert ist der Jecke. Zu uns kommen auch viele aus dem Osten, denen Deutsch nicht die Muttersprache ist. Die fühlen sich angezogen, vielleicht, weil die anderen nicht genug Veranstaltungen bieten: Rumänien, Tschechei.“

Wie sieht Hilde Hoffmann die Zukunft der Einwandererverbände? „Man braucht sie kaum noch. Man braucht sie jetzt noch. Nicht für die Einwanderer, nicht für die Jecken. Man braucht sie, damit das Brückenbauen nach Deutschland weitergeht. Nicht für die Jecken, sondern mehr für die Deutschen. Für uns hier ist sehr wichtig unser Zusammenkommen; noch fünf Jahre, zehn Jahre, großzügig 15 Jahre, dann hört das auf, ist mir ganz klar. Aber nicht aufhören darf der Kontakt, denn der ist sehr wichtig. Jetzt war eine Anfrage aus Amerika, ob wir bereit sind, unsere Anschrift und Informationen fürs Internet bekanntzugeben. Und diese Sachen seh' ich sehr positiv, weil das dann schon ein bißchen auch für die nächste Generation ist, also es geht ein bißchen über die Jecken hinaus, aber die Jecken sind dafür noch sehr wichtig.“

Nachwuchs? „Unsere Kinder haben kaum oder kein Interesse. Meine Kinder kämen, wenn ich sie drum bitten würde, aber nicht aus eigenem Interesse. Dazu kommt: Sie sind mitten im Arbeitsprozeß, sich was aufzubauen, schwer beschäftigt; sie selbst haben drei Kinder. Wenn sie schon mal ausgehen, dann in ein hebräisches Theater, was ihnen leichter ist, als in den Kreis der alten Omas. Leider! So ist es. Wir hatten vor einiger Zeit ein hebräisches Stück. Ich wollte mal sehen, wie weit unsere Leute reagieren. Daraufhin kamen viel weniger von den alten Jecken, aber es kamen auch nicht genug von den jungen Leuten. Manche von diesen Gruppen bestehen nur noch dem Namen nach, und einige schon nicht mal mehr dem Namen nach. Deswegen glaube ich, daß es wichtig ist, daß man diese Gruppen zusammenfaßt. Wir waren 15 Landsmannschaften, jetzt sind wir weniger, und ein Teil davon nur noch auf dem Papier. Denn die Mitglieder werden immer weniger, nicht nur das, auch die Vorsitzenden werden immer älter, und es macht Arbeit. Alles ehrenamtlich. Die Arbeit geht sehr darüber hinaus, nur für seine Mitglieder Veranstaltungen zu organisieren. Man wird aus Deutschland angeschrieben, man hat sehr viel Kontakt mit der Jugend, und das freut mich, weil die Jugend heute – im Gegensatz zu früher – interessiert ist und wissen will, besonders in den letzten fünf Jahren; ich vermittele sehr oft Zeitzeugen. Da ist man früher sehr oft an verschlossene Türen gestoßen. Beiderseits! Wenn sich 'mal Leute in Deutschland dafür interessiert haben, konnten wir hier nicht die Leute dazu bringen, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Das ist natürlich sehr schade, denn es gibt beinahe täglich weniger Zeitzeugen. Das ist eine Generation, die ausstirbt. Viele sind zu alt, um zu Treffen zu kommen. Aber das heißt nicht, daß kein Kontakt ist. Wenn eine Veranstaltung ist, muß ich überlegen, ob im Gebäude ein Aufzug ist. Das ist so traurig zu sehen.“

Hilde Hoffmann gehörte zu den Wegbereiterinnen der deutsch-jüdischen Aussöhnung. Den ersten deutschen Botschafter, dessen Ankunft Krawalle ausgelöst hatte, empfingen die Hoffmanns in ihrem Haus. Ist das Geschichte? „Die Jecken sind aufgeteilt wie alle anderen Teile der Bevölkerung. Es gibt auch welche, die rechts stehen. Es gibt mehr, die gemildert denken. Aber da sind wir wahrscheinlich genau wie die andere Bevölkerung. Heute ist die Mehrheit für die Annäherung an Deutschland. Damals war es die Minderheit. Das Gefühl der Verletztheit, die Schmach, der Schmerz waren so stark, daß sehr viele nicht bereit waren, an einer Versöhnung zu arbeiten, in Kontakt mit Deutschen zu treten. Es gab sehr, sehr große Diskussionen in dem Moment, als wir die Hände gereicht haben, Ende der 60er Jahre. Da ging es sogar soweit, daß man innerhalb des Freundeskreises nicht mehr darüber gesprochen hat, weil die Freundschaften sonst zerbrochen wären. Heute ist das anders. Geändert hat das wahrscheinlich Nr. 1 die Zeit. Wenn man Türen zumacht, kommt man nicht zueinander. Und die nächste Generation – ich will nicht sagen, ob sie schuldig ist oder nicht schuldig, niemand ist schuldig für das, was die Eltern gemacht haben – aber damit sie überhaupt wissen, was war, und damit es Gott behüte nicht wieder passiert, muß man darüber sprechen. Beinahe würd' ich sagen: Warum nicht? Im Gegensatz zum Anfang: Warum ja? Ich weiß, daß es auch Euch Deutschen sehr schwer war.“

Und wie stehen die Jecken zum anderen Aussöhnungsprozeß, dem mit den Arabern? „Ich glaub', man kann's nicht verallgemeinern. Aber wahrscheinlich der größere Teil ist offen und bereit. Aber nicht alle. Nicht alle.“ Hat das zu tun mit der Erfahrung in Deutschland? „Bestimmt sogar. Heute haben wir Israel und wir hoffen, daß wir keine Angst mehr haben brauchen. Aber wer schlechte Erfahrungen gemacht hat, ist ein gebranntes Kind. Obwohl ich sehr hoffe, daß der Friedensprozeß weitergeht, und sogar davon überzeugt bin. Es geht nicht anders.“

Allerdings: „Mein Kreis diskutiert wenig über Politik. Oder wenn, mit Leuten, die mehr oder weniger gleichgesinnt sind. Mit anderen ist es vielleicht Streit. Es ist schade, wenn Freundschaft wegen verschiedener politischer Meinungen leidet. Bei unseren Zusammenkünften gibt es wenig scharfe Diskussionen. Wenn ein Redner kommt, dann wird innerhalb der Gruppe laut diskutiert, und da geht es scharf zu innerhalb der Jecken. Aber das löst sich später auf, wenn der Redner wieder weg ist. Aber es gibt heute noch Konflikte. Es gibt noch Leute, die zum Vortrag von Herrn Bubis nicht gekommen sind. Nicht nur weil er in Deutschland lebt, sondern weil er diesen Standpunkt vertritt, daß Juden in Deutschland Juden seien. Und den vertritt nicht jeder. Das ist ein Grund, warum Leute nicht kommen. Herr Bubis ist ein Mann, über den hier nicht nur positiv gesprochen wird.“

Manche Jecken sind sogar nach Deutschland zurückgekehrt: „Meistens war der Grund geschäftlich, weil es ihnen dort leichter war, wieder Fuß zu fassen, ihr Vermögen oder ihre Sachen zurückzubekommen, außerdem die Art der Deutschen ihnen leichter fällt, Geschäfte zu machen, als hier. Die Altenheime in Deutschland bieten viel bessere Bedingungen als die

Altenheime hier. Die des Irgun sind noch verhältnismäßig die günstigsten. Da kommt auch nicht jeder rein. Hier ist das sehr teuer. Trotzdem bleiben fast alle hier, weil sie hier Familie oder Kinder haben. Ich glaube, es hat eher zu tun mit der familiären Bindung als mit Deutschland, daß sie sich schwer entschließen, dorthin zu gehen. Ich kenne niemanden, der zurückgeht, um in seiner Geburtsstadt begraben zu sein. Man interessiert sich sehr, was in seiner Geburtsstadt passiert: Ausstellungen, Museen. Frankfurt z. B. lädt jedes Jahr ungefähr 150 Menschen aus der ganzen Welt ein, ungefähr 30 bis 40 aus Israel. Frankfurt ist sehr großzügig, lädt für zwei Wochen ein, wer in Frankfurt geboren ist oder mindestens 15 Jahre dort gelebt hat. Dann treffen sich Menschen, die sich noch von früher kennen. Das ist sehr schön, aber auch sehr aufregend. Man sieht sein Elternhaus, man sieht das Frankfurt, das man gekannt hat, das jetzt ganz anders ist. Aber das Aufregendste dabei ist das Verhältnis zwischen Gästen und Gastgebern.“

Diese Reisen finden in Israel nicht nur Zustimmung: „Es war früher Menschen, die aus dem Lager kamen, unverständlich, daß man nach Deutschland geht. Heute hat sich das geändert. Die meisten verstehen heute wenigstens, warum die anderen hinfahren, obwohl sie selbst oft nicht hinfahren würden. Vielleicht hat das Alter das mit sich gebracht, man ist geduldiger geworden, oder der Haß ist nicht mehr so stark, die Diskussionen sind nicht mehr so stark bei uns. Aber gerade die Leute, die aus dem Lager kommen, sind sehr empfindlich. Heute vermeiden sie nicht mehr die Treffen mit den Deutschen, aber das ist erst seit kurzer Zeit. Sehr viele Leute stehen noch unter dem Problem der Shoah, mentally. Und da gibt es eine Gesellschaft, die heißt Amcha, ‚unser Volk‘, die beschäftigt sich mit den psychischen Problemen der Jecken sowie der ersten und der zweiten Generation. Ich habe eine Zeitlang dort freiwillig mitgearbeitet. Und jetzt kommt etwas Schweres: Die Generation der Jecken, die Kinder in der Shoah verloren haben und z. T. nochmal hier Kinder bekommen haben, mit einem neuen Ehepartner eine Ehe gegründet und Kinder bekommen haben, deren Kinder sind voller Probleme. Was verständlich ist. Und auf diese Stelle weisen wir hin. Erstens weiß das nicht jeder, zweitens kann man nicht sagen: ‚Geh‘ dort hin!‘, denn mancher ist empfindlich. Wenn man sagt: ‚Wir gehen zusammen hin, ist die Sache anders.‘ D. h. die Jeckes werden wiederum gebraucht, um es weiterzugeben.“

Die 370 Mitarbeiter (davon 250 ehrenamtliche) von Amcha haben meist mit Leuten zu tun, die ganz anders sind als Hilde Hoffmann – mit Holocaust-Überlebenden oder ihren 700000 Nachkommen in Israel, von denen viele einsam zu Hause sitzen, die nicht von sich aus Hilfe suchen, auf die durch Nachbarn aufmerksam gemacht wird. Es sind Jecken darunter, aber auch viele Menschen aus ganz anderen Ländern. Einsamkeit, Schuldgefühle und Angst quälen sie, Alltagsprobleme überfordern sie. Amcha-Mitarbeiter laden solche Menschen ein oder besuchen sie kostenlos. „Es ist schon ein erster Erfolg, wenn so eine Person zu uns kommt“, sagt Amcha-Chef John Lemberger. „Dann versuchen wir zu helfen, mit dem Schmerz fertigzuwerden. Wir können zeigen, daß man damit leben kann,

wenn man auch den Schmerz selbst nicht beseitigen kann. Ob Psychotherapie hilft? Offen gestanden, ich weiß es nicht.“

Amcha bietet an zuzuhören und zu verstehen. Lemberger weiß zu berichten, daß die Shoah-Überlebenden und ihre Nachkommen sich seit der Diskussion um die Schweizer Konten wieder massenhaft melden. Die Aufgabe von Amcha ist noch lange nicht beendet. Ein Teil des Geldes zur Bewältigung dieser riesigen Aufgabe kommt aus Deutschland, 13% der Gesamteinnahmen von 5 Mio. DM pro Jahr, staatliche Gelder und Spenden zusammengerechnet.

Hilde Hoffmann selbst hat erst vor zehn Jahren angefangen, über ihre Erlebnisse zu sprechen. „Es hat mir geholfen, zweifach: Erstens, weil ich dadurch Situationen für mich selbst geklärt habe. Und zweitens, daß ich es heute bewußt tue, weil ich weiß, wenn ich es nicht mache – so viele Zeitzeugen gibt es nicht mehr, und ich werde auch nicht jünger. Heute fällt es mir nicht mehr schwer. Es berührt mich oft und ich bin erstaunt, daß nach den vielen Jahren, seit ich mich geöffnet habe, immer noch Situationen erkenne, die ich verdrängt hatte.“

Gegenwart:

Kultur: „Ich habe das Gefühl, daß ich etwas nach meinem Tode hinterlasse: meine Gedichte“ – der Schriftstellerverband

Das Interview mit Hanna Blitzer, der stellvertretenden Vorsitzenden des Verbandes deutschsprachiger Schriftsteller in Israel, ist hier im Originalton wiedergegeben. Schriftsteller/innen redigiert man nicht.

„Ich hab’ eine Geschichte geschrieben ‚Wenn ich will, kann ich jederzeit zurückkehren‘, Kindheitserinnerungen. Ich habe sehr wenig Antisemitismus erlebt in der Schule, damit wurde ich fertig. Es ging uns gut in Deutschland, es ging uns gut. Meine Eltern sind zeitig genug ‘rausgegangen, und das ganze Schwere fing erst hier an. Das war ein Entwicklungsland damals hier. Ich komme aus einer zionistischen Familie. Ich hab’ immer gedacht, daß ich einmal hierhergehen werde, aber ich hab mir das alles nicht so primitiv vorgestellt. Ich hab’ gedacht: Erst ein Studium, ich wollte sehr gerne an der Sorbonne studieren, ich hab mir das überhaupt nicht vorgestellt, daß ich nicht studieren würde! Aber so – c’est la vie! Geschichte, Sprachen, vor allem Geopolitik, die hat mich brennend interessiert; die Mädels in meiner Klasse haben mir gesagt: ‚Du kommst mal in den Reichstag.‘ (lacht) Ich war noch nicht einmal in der Knesset drin, noch nicht ‘mal im Korridor.

Ich glaube, ich habe meine Jugend verloren, auch durch meine zu zeitige Heirat. Mit 19 ist zu zeitig. Ich kam aus Deutschland, aus sehr guten Verhältnissen, ich war, was man eine jüdische Prinzessin nennt. Ich hab gewußt, daß ich hier nicht dieselben Bedingungen vorfinden würde. Ich

habe nach zehn Monaten geheiratet, aus Liebe. Mein Mann hat darauf bestanden, und ich war zu jung und zu unerfahren, um mich dagegen zu wehren, daß wir nicht in Tel Aviv wohnten. Tel Aviv war eine ausgesprochen angenehme kleine Stadt, wir nannten es das kleine Tel Aviv, man kannte fast jeden von Angesicht. Wir wohnten nah am Meer, ich bin jeden Tag zum Strand gegangen, das war phantastisch, weit 'rauszuschwimmen ins Meer. Mein Mann hat darauf bestanden, daß wir im heutigen Bat Yam wohnten. Da standen damals vielleicht 20 Häuser. Man mußte durch Yaffa fahren. Dort war nichts, Sand und 20 Häuser. Ich war 19 Jahre, hatte Abitur gemacht, war Leiterin einer Jugendgruppe, habe in der Bibliothek stundenlang Geschichte gelernt. Stellen sich vor: Ich komm' dorthin, da ist nur Sand. Eine Entwicklungsstadt im Negev heute ist dagegen Paris. Den ganzen Tag ist niemand da, weil es dort keine Arbeit gibt. Mein Mann fährt um sechs Uhr früh zur Arbeit und kam um sechs Uhr abends zurück, und ich saß dort – ohne irgend ein bißchen von Kultur, ohne Freunde, ohne alles! Wie in die Wüste hingestellt. Nach drei Monaten habe ich beschlossen, ich geh' 'raus und arbeite als englisch-französische Korrespondentin in irgendeinem Büro. Die Arbeit habe ich bekommen. Da bin ich um zehn Uhr abends nach Haus gekommen, denn der Autobus ging nur alle zwei, drei Stunden, da habe ich angefangen, das Haus sauberzumachen, mit der Hand vielleicht 30 Paar Strümpfe zu waschen, hab' bis zwölf Uhr gearbeitet – das war das Leben. Zwei Jahre lang. Das war schlimm!

Ich glaube, wir werden nicht reif durch positive Erfahrungen, sondern durch schmerzhaftes. Hätte ich so ein gleichmäßiges, wohlsituiertes Leben geführt, wie ich in Deutschland gesehen habe, die Frauen gehen nachmittags ins Café und klatschen ein bißchen, das hätte mich nicht reif gemacht zu schreiben. Alle diese Schwierigkeiten der Anpassung, meines persönlichen Lebens, das ich als sehr schwer empfunden habe, ich weiß nicht, ob ich ohne das zum Schreiben gefunden hätte. Ich hätte ein bißchen das Haus geputzt und gekocht und ein bißchen mit Freundinnen telefoniert.

Ich habe in den 50er Jahren angefangen, Gedichte zu schreiben. Ich konnte irgendwie nicht mehr fertigwerden mit der Spannungssituation im Lande und auch mit meiner persönlichen Frustration, daß ich nur eine Hausfrau war und weiter nichts. Ich wollte so gern an der Universität studieren, sagen wir: so wie ein Durstiger in der Wüste trinken würde. Das war mein Hauptanliegen im Leben.

Aber als ich anfang zu schreiben, da gab es zwei Gründe, daß ich erst im Jahre '82 mein erstes Buch veröffentlicht habe. Erstens war die deutsche Sprache verpönt. Für die Überlebenden des Holocaust war sie die Sprache der Mörder. Der zweite Grund war, daß ich keine Vergleichsmöglichkeiten hatte. Ich habe die ganzen Bücher von Rilke, den ich sehr verehrt habe, noch immer hier stehen, die habe ich im Jahre '33 mit 'übergenommen; Hugo von Hoffmannsthal, Verlaine, ich habe überhaupt noch mit den 30er Jahren gelebt, und ich wußte nicht, was sich in der deutschen Literaturszene abspielt, und ich wollte nicht herausgehen mit schlechten Sachen. Ich finde, es gibt nicht feministische Literatur und es gibt nicht männliche; der

ganze Unterschied ist: Ist das Buch gut oder schlecht? Und ich finde, schlechte Sachen sollen nicht gedruckt werden.

Ende der 60er Jahre habe ich angefangen, nach Deutschland zu fahren. Im Jahre '80, als ich von einem Besuch in Ostdeutschland zurückkam, hab ich mir gedacht: Was geschieht mit meinen Gedichten? Meine Kinder können alle drei nicht mehr Deutsch, und niemand kennt seine Stunde – ich weiß doch nicht, wann ich sterbe, das gilt genauso für alte wie für junge Menschen. Und wenn mir etwas passiert, und die Kinder finden das, und die werfen das alles in den Abfall?

Daraufhin bin ich zuerst ins Goethe-Institut gegangen, und die waren sehr von meinen Sachen eingenommen. Der Meir Färber (der Gründer des Verbandes deutschsprachiger Schriftsteller in Israel) hat mich zwölf Monate lang jeden Monat in der Zeitschrift ‚Die Stimme‘ der Bukowiner veröffentlicht, und nachher hab' ich nicht mehr geschickt. Und dann hab' ich im Jahre '82 das erste Buch 'rausgegeben, daraufhin dann ununterbrochen: '83, '84, '87; '88 habe ich eine Übersetzung in Hebräisch herausgegeben. Nicht selbst übersetzt – Übersetzen ist eine Kunst. Ich kann das nicht. Ich kann sehr gut Hebräisch! Aber nicht vollkommen. Das hat mir Juda Erel übersetzt, und daraufhin hat mich das Radio angerufen und hat mich eingeladen, und ich war im selben Jahr zehn! Mal! im Radio: Lesungen, irgendwie an Gesprächen teilgenommen usw. Nach dem Golfkrieg kam man zu mir ins Haus und hat mich interviewt, und mein Gedicht über den Golfkrieg war das einzige, was man im Radio gesendet hat. Das hat mich selbst überrascht.

Und dann wurde ich sehr viel eingeladen nach Deutschland. Das letzte Mal war ich im März '96 dort. In eindreiviertel Jahren war ich siebenmal dort. Im März habe ich meinen ersten Vortrag gehalten in Wuppertal in der Universität. Da hab' ich gesagt: Man kann nie zeitig genug anfangen! (lacht) Und da war ich schon 80, als ich das gehalten habe. Ich war sehr stolz darauf, daß man mich gebeten hat, nachher, als die Bücherausstellung war, meine Gedichte vorzulesen. Da hab ich 40, 50 Bücher verkauft auf einen Schlag! Also, die Anerkennung kam. Man muß nur lange genug leben (lacht).

Ich lese nach Themen (nicht nach Entstehungszeit). Das muß schrecklich sein für die jungen Leute in den Schulen, wenn sie 20 Minuten oder eine halbe Stunde lang nur Gedichte hören! Ich fange meistens an mit meiner Auswanderung, mit meiner Beziehung zur israelischen Kultur, mit meinem Stand, daß ich mit zwei Kulturen lebe – ich sehe darin eine Bereicherung, für mich ist das kein Problem – im Gegenteil, ich finde das wunderbar, ich nehme mir von beiden Kulturen das Beste heraus; und was mir nicht gefällt, laß' ich liegen (lacht). Aber wichtiger als mein Lesen ist mir nachher das Rundgespräch, vor allen Dingen mit den Schülern. Auch wenn ich vor einem großen Forum lese, bitt' ich, daß sie mir nachher Fragen stellen. Denn dieses Verständnis mit der Jugend ist mir sehr, sehr wichtig.

Wir gehören nicht zu den Exilschriftstellern. Wir sind heimgekehrt aus der Diaspora. Wir leben in einem Land mit hebräischer Sprache und hebräi-

scher Kultur. Meine Kinder können nicht mehr deutsch. Die Kinder haben mehr Abneigung, glaube ich. Denn die kulturellen Wurzeln sehen für sie sehr unkulturell aus, alles, was in Deutschland passiert ist. Mein ältester Sohn ist 1936 geboren, bis '39 hab ich mit ihm nur Deutsch gesprochen, er kann Deutsch. Aber schlecht! Z. B. mit den Artikeln ‚der, die, das‘. Er liest nicht. Aber ab 1. September 1939, als Deutschland nach Polen einmarschiert ist, war nicht mehr möglich, auf der Straße, im Autobus oder irgendwo mit ihm Deutsch zu sprechen. Und da bin ich ‚rübergegangen auf Hebräisch. Privatlehrer hab‘ ich nie von meinen Eltern bekommen, und so hab‘ ich die Sprache nie richtig gründlich gelernt. Ich bin sehr für Grammatik, ich liebe Grammatik! Es bringt irgendwie Ordnung, nein? Ja, es bringt Ordnung ‚rein. Und ich hab‘ überhaupt keine Ahnung von hebräischer Grammatik. Ich sprech‘ so, so wie kleine Kinder lernen, so von der Straße und vom Hören. Mein zweiter Sohn hat über den Holocaust gelesen und hat sich strikt geweigert. Bis heute versteht er nicht, und er spricht auch nicht. Letzte Woche habe ich ihn gefragt am Telefon: ‚Sag‘ mal die Wahrheit: Du verstehst, wenn wir Deutsch sprechen?‘ Ich hab‘ mit meinem Mann nur Deutsch gesprochen. Sagt er, nein, ich versteh‘ nicht. Und meine Tochter versteht jedes Wort und kann nicht sprechen.

Meine ganze Generation lehnt die deutsche Kultur nicht ab. Wir sind doch noch aufgewachsen damit. Für mich ist das irgendwie unlogisch, daß man die Sprache ablehnt wegen der Taten der Nazis – weil es auch die Sprache der Humanisten war und auch die Sprache der großen Schriftsteller. Aber ich kann sie sehr gut verstehen – die Leute, die in den Lagern waren und Russisch oder Tschechisch sprachen und Deutsch nur kennenlernten als Sprache ihrer Quäler.

Unsere Kinder lernen das von der Kultur nicht. Die lernen in der Schule hebräische Kultur, und wenn schon, dann amerikanisch-englische. Und außerhalb der Schule? Ich werde mich nicht hinsetzen und mit denen Thomas Mann lesen. Als sie Kinder waren, war die Wunde noch zu groß. Zu viele aus meiner Familie sind auch umgekommen. Die drei Brüder von meinem Mann, von meiner Mutter zwei Brüder mit den Familien. Mein Cousin David Frankfurter war Medizinstudent und hat in der Schweiz in Arosa den Nazi-Gauleiter Gustloff erschossen. Das war im Jahre '36. Er hat bis der Krieg zu Ende war, bis '45, in Einzelhaft im Schweizer Gefängnis gesessen. Im Jahr '45 wurde er freigelassen, kam nach Israel. Sein Vater, der Rabbiner war in Jugoslawien, ist umgekommen. Der Mann seiner Schwester, die nachher auch herkam, mit den zwei entzückenden Kindern, sind umgekommen. Wir haben eine Geschichte! Auch wenn meiner ganz engen Familie nichts passiert ist.

Warum sollen unsere Kinder mit deutscher Kultur aufwachsen, nach allem, was geschehen ist? Die Eltern wurden geprägt von den positiven Seiten der deutschen Kultur. Mit '33 fängt ein sehr schwarzes Kapitel an. Und diese Kinder können nicht zurückgehen in die 20er Jahre, die sind dafür zu jung gewesen. Sie kennen eine Menge Literatur in hebräischer Übersetzung. Aber die haben nichts mit deutscher Kultur zu tun. Vielleicht

doch: denn, sagen wir, wie ein Haushalt geführt wird, was ich auf den Tisch gestellt bekomme und wie ich's serviert bekomme, beide Sachen sind mir gleich wichtig. Pünktlichkeit, Ordnung im Haus – nicht übertrieben, pedantische Sauberkeit ist eine Krankheit, alles mit dem goldenen Mittelmaß. Oder wie man miteinander spricht: Wir haben in einem Haus gewohnt, und die Mutter schrie nebenan: ‚Komm' essen, oder ich erschlag' dich!‘ Auf Hebräisch hört sich das anders an. Die Sachen gab es nicht bei uns, ich habe gesagt: ‚Ich lade euch zum Essen ein', sozusagen. Es war ein Unterschied. Etwas haben sie davon ja mitbekommen. Wir haben über die Erziehung, das Vorbild unseren Kindern die Manieren weitergegeben. Absolut. Wenn meine Kinder mit irgendwas unzufrieden waren, das Schlimmste, was sie mir sagen konnten: Jecke! Das heißt, daß ich so wie mit Scheuklappen in eine Richtung gehe, daß ich stur bin und nicht elastisch genug.

Ich habe ein sehr ambivalentes Gefühl, wenn ich nach Deutschland komme. Nachdem man in Wuppertal phantastisch zu uns war, war das das erste Mal, daß ich mich dort ausgesprochen gut gefühlt habe. Wenn ich in den Schulen spreche, dann sage ich immer, wir kennen nicht eine Kollektivschuld. Ich hab' keine Haßgefühle gegenüber der jungen Generation, nichts. Die sind vollkommen unschuldig. Ich hab' eigentlich überhaupt keine Haßgefühle, ich hab' mehr Trauer.

Der Ruf der Deutschen als Dichter und Denker, als Kulturnation, ist verlorengegangen. Das dauert, bis man das wieder zurückbekommt. Ich kenne die Bücher von Lenz, und von Böll, und von Grass, den ich weniger gern habe, ich habe immer das Gefühl, er nimmt Rauschgift ein, bevor er schreibt, weil er so verrückt schreibt. Ich bin auch informiert, weil ich lese und weil ich interessiert bin, was vorgeht. Aber... vielleicht ist das nicht schön, was ich jetzt sage: Ich fühl' mich dem deutschen Volk kulturell überlegen. Ich bin absolut nicht rechts eingestellt und schon gar nicht wie diese verrückten Rechten. Und eine Menge Sachen, die hier vorgehen, gefallen mir auch nicht. Aber in der jüdischen Religion ist der Wert des Lebens der höchste Wert. Wir haben eine große Achtung vor dem Leben, und das ist eine wichtige Grundidee. Auch die Ultraorthodoxen lassen es sogar am Sabbath zu, daß man alle Regeln bricht, um jemanden zu retten oder jemandem zu helfen. Und das ist genau das Umgekehrte von dem, was man da in dieser dunklen Zeit in Deutschland gemacht hat: die Verachtung des Lebens. Auch die Kinderbücher von Hauff und Grimm sind schrecklich, ich hab meinen Kindern daraus nie vorgelesen, das sind grausame Volksmärchen. In dieser Beziehung fühle ich mich überlegen: Nicht, daß ich mehr weiß oder daß ich gebildeter bin. Leben ist für mich ein ganz hoher Wert.

Meine Kinder sind sehr stolz darauf, daß ich schreibe. Mein zweiter Sohn sagt mir: ‚Andere Söhne bringen ihre Mütter dauernd in die Krankenkassen, ich bringe meine Mutter dauernd zum Flughafen.' Auf der anderen Seite hätten sie es viel lieber, wenn ich meine Gedichte auf Hebräisch schreiben würde. Eine Enkelin von mir will meine Gedichte nicht 'mal in der Übersetzung hören, denn sie sagt, Großmutter, du solltest Hebräisch schreiben.

Meine Kinder haben wenig Verständnis dafür, daß ich nach 63 Jahren noch in der Muttersprache schreibe und nicht in der Landessprache. Ich selbst war ein bißchen frustriert darüber. Aber ich denke mir, es gibt irgendwie eine Hand, die das lenkt. Nennen wir das nicht Gott, nennen wir das Schicksal, nennen wir das Leben, irgendwas. Wenn ich nicht Deutsch geschrieben hätte, dann hätte ich nicht 'rüberfahren können zu diesen vielen Kongressen, und ich hätte nicht als Zeitzeugin in den Schulen sprechen können. Ich hätte doch mit den Kindern keine gemeinsame Sprache gehabt. Und dieser Kontakt mit den Schülern, das war mir schrecklich wichtig – und nicht als Egotrip, sondern als Brücke.

Meine zwölfjährige Enkelin weiß nicht viel mehr, als daß ich in Deutschland geboren bin. Heute müssen alle Kinder in der Schule einen Aufsatz schreiben, ich weiß gar nicht, in welcher Klasse, und die heißen ‚Wurzeln‘, diese Aufsätze. Und da kommen sie und erkundigen sich bei ihren Großeltern. Einmal kommen sie, sie wollen das wissen. Auf der anderen Seite sind sie nicht sehr stolz darauf, daß ich in Deutsch schreibe. Denn wenn ich in Hebräisch schreiben würde, wäre ich wahrscheinlich hier bekannt. Unangenehm ist ihnen das nicht, das wäre übertrieben. Sie sagen es nicht, aber sie meinen, nach 63 Jahren könnte ich schon auf Hebräisch schreiben. Hätte ich 63 Jahre lang in England oder in Frankreich gelebt, ich hätte in der Sprache des Landes geschrieben, stimmt's? Vergessen Sie nicht, ich war 18 Jahre in Deutschland und 63 Jahre hier im Land, und diese 18 Jahre haben mich geprägt. Ich bin sehr zeitig integriert in die hebräische Sprache. Meine Mutter hat nie Hebräisch gelernt Die Generation vor mir war beschränkt. Wir waren jung und viel aufnahmefähiger, vor allem wußten wir, daß wir gerettet waren, daß wir in Sicherheit waren, und darum hat man alle diese schweren Situationen angenommen, sie waren immer besser als das, was uns erwartet hätte, wenn wir in Europa geblieben wären.

Vom hiesigen Publikum bin ich wegen der deutschen Texte vollkommen abgeschnitten. Zusammenarbeit? Goethe hat uns erklärt, sie sind nicht interessiert, sie sind nur interessiert am Import von deutscher Kultur. Das haben sie uns vor ungefähr drei Jahren ganz klipp und klar gesagt, sie machen für uns keine Abende. Die tun nichts für uns. Sie sind nicht daran interessiert, unsere Literatur zu erhalten. Die neue Anthologie ‚Spurenlese‘ wird ganz sicher unsere letzte sein. Wir sind heute noch 26 Mitglieder, von denen schreiben noch sechs. Und der Rest ist überaltert und krank, die tun nichts mehr. Die haben geschrieben. Wenn wir das bis zum Jahr 2000 halten könnten, da wär' ich sehr glücklich. Ich glaube nicht. Es kümmert sich niemand um uns. Das ist keine Klage; wir erwarten auch nicht viel. Aber so ist es: Wir sind hier vergessen. Ohne Hilfe der Botschaft wäre die Anthologie nicht zustande gekommen, die hat 100 Exemplare bestellt, da darf man sich überhaupt nicht beklagen. In Deutschland? Man sieht nicht, daß das irgendwie dokumentiert werden sollte. Der (Dichter) Hans Sahl hat gesagt: ‚Wir sind die Letzten, fragt uns aus.‘ Und das ist es.

In den letzten Jahren gibt es eine Renaissance in Deutschland, mehr Interesse an einzelnen Autoren. Das sind Menschen mit Gewissen, die nicht

wollen, daß wir vergessen werden. Die wollen in Wuppertal sogar eine Gedenkstätte einrichten für die verbannten und verbrannten Dichter ‚Wider das Vergessen‘.

Wir haben ein neues Mitglied, die Christine, eine junge Deutsche, die einen Israeli geheiratet hat, die ist sehr aktiv. Aber nur die Christine, das hilft uns nicht weiter. Wir sind angeschlossen an den israelischen und in Berlin an den deutschen Autorenverband. Ich kann hier nicht ein einziges Buch verkaufen, nicht eins. In Deutschland habe ich überhaupt keine Beziehungen, daß ich Bücher verkaufen könnte. Die einzige Gelegenheit ist bei Lesungen. Bei Lesungen verkaufe ich immer sehr viel. Mir geht es nicht um das Geld, sondern es geht mir darum, daß Menschen lesen, was ich geschrieben habe. Zu den deutschen Touristen, Freiwilligen, zu Israelis, die am Goethe-Institut Deutsch lernen, haben wir nicht die Verbindungen. Ich stell’ mir vor, vielleicht nach meinem Tod wird jemand einen Katheder auf meinen Namen errichten – oder ja oder nein (schmunzelt).

Es war zuviel für mich, was ich im Land erlebt habe, auch mein privates oder besser: mein persönliches Leben. Irgendwie war es wie ein Vulkan, der einmal ausbrechen muß. Für mich war das Schreiben eine große Überlebenshilfe. Ich sage heute: Alle Schwierigkeiten, die ich hatte, das war gut, denn sonst hätte ich nicht geschrieben. Ich bin heute dafür irgendwie dankbar. Ich hab’ oft mir überlegt: Wenn ich hätte wählen können zwischen einem bequemen, glücklichen Leben und der Fähigkeit zum Schreiben, was hätt’ ich gewählt? Ich kann die Frage nicht beantworten. Man hat mich auch oft gefragt, in welcher Sprache ich träume, und ich weiß es nicht.

Ich hab’ das Gefühl, daß ich außer meinen Kindern etwas hinter meinem Tode hinterlasse, und das sind die Gedichte. Und das heißt, daß ich nicht ganz vergeblich gelebt habe. Wenn man so wie ich das Gefühl hat, soviel versäumt zu haben im Leben, vor allem intellektuell hab ich sozusagen alles versäumt. Einmal wurde meine Tochter beim Militär gefragt: Was macht deine Mutter? Und da sagt sie: Meine Mutter? Meine Mutter hält die Familie zusammen, entweder sie kocht oder sie wäscht Geschirr oder sie wäscht Wäsche. Und das war ich.“

Gegenwart:

Politik: „Es gibt keinen Friedensprozeß“ – die radikalen Siedler

Sie sehen sich umzingelt von einer Welt von Feinden und fühlen sich unentwegt im Recht: die 6000 radikalen jüdischen Siedler von Kiryat Arba. Ihren Sprecher, den 1938 aus Kiel eingewanderten Rechtsanwalt Elyakim Ha’etzni, habe ich nach dem Abzug der israelischen Armee aus weiten Teilen des benachbarten Hebron interviewt. Ha’etzni, der wohl letzte politisch aktive deutschstämmige Einwanderer, ein eloquenter Redner, gibt sich zunächst gelassen, redet sich dann in Rage.

„Palästinensische Autonomie ist möglich – aber im Rahmen der israelischen Souveränität, so wie für Südtirol innerhalb Italiens. Sollen sie sich doch selbst verwalten. Dazu gehört auch eine Polizei. Aber was Arafat in Hebron hat, sind Soldaten. Das hier ist eine umzingelte Festung, und jetzt hat man 50 000 sogenannte Polizisten hereingelassen.

Arafat bereitet den Krieg vor. Die palästinensische Seite ist ein Terrorist. Es gibt Terroristen, die das Amt eines Staatsmannes bekommen, aber Terroristen bleiben: Hitler, Stalin, Arafat, Saddam Hussein. Ihre Organisationen sind Terrororganisationen. Es gibt vielleicht 10 000 Privatwaffen in Hebron, fast jede Familie hat welche. Die sollten laut Oslo-Vertrag eingezogen werden. Aber es gibt nicht einen Paragraphen des Abkommens, den Arafat nicht schon gebrochen hat. Er befreit Judenmörder, deren Auslieferung Israel verlangt: Es gibt einen Scheinprozeß, und dann sieht man die Mörder frei in den Cafés von Gaza sitzen. Das ist Netanyahus zentrales Verbrechen auf dem Gebiet der Sicherheit – er läßt es zu, daß die israelische Armee Täter nicht verhaften darf, die Juden auf der Straße erschießen.

Netanyahu gab sich vor den Wahlen als einer von uns aus. Wir fühlen uns enttäuscht und etwas verraten von ihm. Das Hebron-Abkommen ist ein Bruch mit seinen Wählern. Wenn seine Partei mit ihm so weitergeht, ist das das Ende des Likud. Wir wollen im rechten, nationalen Lager einen Kandidaten gegen Netanyahu aufstellen. Wir werden ihm keine Sekunde Ruhe lassen. Es wird sich alles wiederholen aus der Zeit von Rabin und Peres.“

Warum sollte denn die israelische Regierung Rücksicht nehmen auf die Minderheit der Siedler? „Wir sind 160 000 Siedler! Unsere Stütze im Volke sind Hunderttausende! Aber die Medien sind links, sie machen uns zur Minderheit – und Arafat zum Darling der sogenannten freien Welt. Er und seine Bande haben den libanesischen Staat von innen unterminiert und zerstört. Er mußte aus Beirut ‘raus, er mußte aus Tripolis ‘raus. Er wird es auch hier treiben bis zu einem Stadium, wo er ‘rausmüssen wird.“

Wie stellt sich Ha’etzni denn den Fortgang des Friedensprozesses vor? „Es gibt keinen Friedensprozeß. Die Araber benutzen Friedensreden als Waffe – so wie Hitler und Stalin. Natürlich hoffe ich, daß die Gespräche Israels mit den Palästinensern scheitern. Denn sie führen zu unserem Verderben. Wir müssen das Gebiet westlich des Jordans militärisch beherrschen, sonst werden wir vernichtet. Wir können nicht erlauben, daß Millionen Araber ins Land kommen und die demographischen Gewichte verschieben. Es darf keine palästinensische Außenpolitik geben. Und das Wasser muß zentral reglementiert werden. Sollte die palästinensische Autonomiebehörde wild Brunnen graben in Samaria, bleibt Tel Aviv trocken. Sie haben sich verpflichtet, das nicht zu tun, sie tun es doch. Wenn es so weitergeht, nehmen uns die Palästinenser ein Drittel der Wasserreserven weg, die Syrer ein weiteres Drittel. Am Ende wird die israelische Peace-now-Bewegung Luft trinken müssen: in jeder Flasche zwei Drittel Frieden und ein Drittel Wasser.“

Gegenwart:

Wissenschaft: „Die Geschichte wiederholt sich jedesmal“ –

Sind die russischen Einwanderer die neuen Jecken?

Prof. Yoav Gelber, Universität Haifa, sichtlich kein Bewunderer der Jecken, sondern des osteuropäischen Judentums: „Die russische Massenimmigration jetzt ist in gewissen Aspekten der deutschen sehr ähnlich. Viele Talente – nicht in den gleichen Feldern wie die Deutschen, denn sie können nicht erfahrene Kaufleute sein, weil es keine Geschäfte gab im kommunistischen Rußland – aber Ingenieure, Wissenschaftler, Archäologen. Kunst, Musik, kulturelles Leben haben so einen Impetus, seit sie gekommen sind. Anpassungsschwierigkeiten: Sie haben ihre eigenen Zeitungen, finden es schwierig, die Sprache zu lernen und haben Probleme mit ihren Kindern, die Hebräisch sprechen, es ist eine Familieneinwanderung wie die deutsche in den frühen Phasen.“ Wie wirkt sich das auf die israelische Gesellschaft aus? „Wir waren weniger als 4 Mio. 1989, jetzt sind wir etwa 4,8 Mio., 700 000 sind ehemalige Bewohner der Sowjetunion. Im Vergleich dazu hätte Deutschland etwa 15 Mio. Volksdeutsche aus dem Osten absorbieren müssen! Es dauert zwei Jahre, das zu bewältigen, was ich First Absorption Process nenne, es dauert fünf Jahre, das Wohnungsproblem zu lösen, zehn, um die Beschäftigungsprobleme zu lösen, und es gibt Leute, vor allem die älteren, deren Probleme auch in zehn Jahren nicht gelöst sein werden. Sie sind verloren. Sie sind zu alt, sich beruflich umzustellen. Und dann fangen die Probleme von Sozialisation und kultureller Integration erst an. Die Geschichte wiederholt sich jedesmal. Die Deutschen waren erst nach dem 2. Weltkrieg integriert; sie sprachen noch immer Deutsch, bewahrten ihre eigene Kultur, und viele von ihnen waren nicht komplett integriert, bis sie starben. Darin unterschieden sie sich von anderen Gruppen.“

Gelber weist auf den historischen Konflikt zwischen Ost- und Westjuden hin: „Ich glaube, es war ein größeres Problem nach dem 1. Weltkrieg, als Massen von Einwanderern die Weimarer Republik überfluteten und die deutschen Juden sich von ihnen absetzten. Einerseits halfen sie ihnen, sammelten für sie, aber sie würden sie nicht heiraten oder mit ihnen verkehren. Als die deutschen Juden dann nach Palästina kamen, war die schwierigste Veränderung für sie, Newcomer zu sein, um die die Ostjuden sich kümmerten.“ Das gestehen viele Jecken hinter vorgehaltener Hand ein.

Helfen die alteingesessenen Jecken jetzt den osteuropäischen Neuankömmlingen? Hilde Hoffmann: „Am Anfang haben wir geholfen, nicht mit Geld, sondern mit Kleidung, mit Suppenküche usw. Aber es geht nicht soweit, daß ich wüßte, was die Leute empfinden. Das ist eine Sache, die wir machen müßten. Aber sie findet nicht statt. Nur vereinzelt. Meine Enkelin hat eine Schulfreundin aus Rußland, die ist ganz frei aufgewachsen, die weiß überhaupt nicht, was Judentum ist. Meine Kinder sind religiös, die wollen, daß das Mädchel ein bißchen lernt, was das ist. Aber das ist individu-

ell. Jetzt sag' ich was nicht Schönes: Alteingesessene tun das Notwendigste für die Einwanderer – aber auch nicht mehr. In den 50er Jahren gab es eine Gruppe jemenitischer Einwanderer, um die wir uns mehr gekümmert haben. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht, weil wir selbst noch den Geschmack hatten, wie schwer es war. Man war viel mehr bereit, Opfer zu bringen und anderen zu helfen. Vielleicht ist unsere Generation heute schon ein bißchen müde.“

Zukunft:

Was bleibt von den Jecken? Schlußworte

Prof. Moshe Zimmermann, Leiter des Instituts für deutsche Geschichte: „Bei jeder Landsmannschaft geht es um die gleiche Frage: Wie vererbt man eigentlich die Tradition? Die Jecken haben ihre Tradition innerhalb ihrer Landsmannschaft nur begrenzt vererbt. Die nächste Generation ist völlig assimiliert in die israelische Sabre-Gesellschaft. Nur ein Bruchteil der zweiten, dritten Generation kann Deutsch, hat irgendwie eine Beziehung zur Geographie und Topographie der älteren Generation. Das, was man kulturelles Erbe nennt, ist auch aufgegangen in der gesamten israelischen Kultur, und das, was so spezifisch deutsch war in der deutsch-jüdischen Geschichte, ist schon verlorengegangen für die zweite Generation. Das ist alles untergegangen.“

In dem Moment, wo man die Sprache verlassen hat, aufgegeben hat, ist das, was spezifisch an der deutsch-jüdischen Tradition war, verlorengegangen – weil eben diese Tradition so stark mit der Sprache verquickt war. Die zweite Generation sieht sich vor der Wahl, entweder weiter in dieser Tradition zu bleiben, was an sich unrealistisch ist, oder sich zu integrieren, d. h. man spricht Hebräisch, und nicht Deutsch, distanziert man sich von dem, was eigentlich deutsches Judentum war. Deutsches Judentum war die Literatur und all das, was um diese Literatur kreiste. Wenn ich nicht Mendelssohn lesen kann, nicht Walter Rathenau, nicht mal Franz Naphtalin, dann ist all das, was spezifisch jüdisch-deutsch war, verlorengegangen.

Eine Rückbesinnung auf diese Wurzeln in der Enkel-Generation gibt es nicht. Das einzige, was es gibt, ist ein Mythos des Jecken. Jecke wird assoziiert mit Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Korrektheit. Das Klischee wird losgelöst von dieser Gruppierung.

Die Jecken haben indirekt Erben: Im Erziehungssystem, im Rechtssystem, auch in der Wirtschaft gibt es Züge, die man verfolgen kann bis zu den Ursprüngen im deutschen Judentum. Das ist nicht verlorengegangen. Aber das ist nicht so sehr im Bewußtsein der Leute, daß sie hier Erben einer bestimmten Tradition sind. Eben weil die Jecken die Idee der Krankenkasse mit importiert haben, liegen wir in der Tradition der Jecken. Wir sind alle Verehrer dieses Systems, aber daß das alles aus dieser Tradition der Sozialreformen in Deutschland kam, ist unbekannt. Und ich

betrachte es nicht als so tragisch in dem Moment, wo man mindestens in der Wissenschaft das thematisiert, das Jeckischsein oder die deutsch-jüdische Tradition, dann ist das für die Wissenschaft mindestens gerettet.“

Prof. Paul Alsberg, Jahrgang 1919, Mitteilungsblatt des Irgun Olei Merkas Europa: „Bleiben wird sehr wenig.“ Lange Pause. „Es wird nur etwas bleiben, was ins Hebräische übersetzt ist. Es wird nur etwas bleiben, wenn die Kinder auf ‘was bestimmtes stolz sind. Das Bewußtsein, daß sie aus einem bestimmten Land und einer bestimmten Gesellschaft kommen, das bleibt. Das Verhalten wird vererbt, bei Tisch, beim Essen, Umgangsformen, daß man sich richtig verabschiedet, daß man sich richtig begrüßt, daß man ‚danke‘ sagt – alle diese Dinge, die nicht wichtig sind, aber die mit zu dem Milieu gehören, in dem wir aufgewachsen sind, das hat sich genauso auf meine Enkel vererbt.“

N. N. (anonym), Mitarbeiter der deutschen Botschaft: „Wir sind nicht dazu da, den offiziellen Abgesang auf die Jecken anzustimmen. Dafür sind uns diese Leute auch zu sehr ans Herz gewachsen. Aber wir wissen, daß das Ende absehbar ist. Noch aber kommen die Jecken regelmäßig zu uns, meistens wegen Rentenfragen. Das macht etwa ein Viertel der Arbeit unserer Konsularabteilung aus.“

Reiner Hauswirt, Leiter der Sprachabteilung des Goethe-Instituts Tel Aviv: „Sehr vieles geht verloren. Wer deutsche Vorfahren hat, wird man allerdings immer merken am Bildungshintergrund, eher europäisch orientiert, an der Organisationsfähigkeit, an der Lernform: Wie gehe ich ‘ran, eine Sprache zu lernen? Unsere Deutschkurse sind ausgebucht, aber auch durch Leute ohne familiäre Bindung an Deutschland.“

Schlomo Meir, Direktor des Tel Aviver Büros des Leo-Baeck-Instituts zur Erforschung der Geschichte der Juden in den deutschsprachigen Ländern: „Was die Vererbung der Sitten auf die folgenden Generationen angeht, gibt es nur wilde Vermutungen. In den 30er, 40er Jahren hat man verheimlicht, daß seine Eltern aus Deutschland waren – wegen der Nazis, der fremden Sitten, der verpönten Sprache, des schrecklichen Akzents. Man hat gelitten, wenn die anderen wußten, man kam aus einem deutschen Haus. Das fällt heute weg.“

Abraham Frank, Jahrgang 1923, ehem. Mitarbeiter der Jewish Agency und des Irgun Olei Merkas Europa: „Das ist ein wunder Punkt. Diesbezüglich gibt es sehr wenige akademische Studien. Viele Söhne, Töchter, Enkel machen keinen Anspruch auf ihr deutsch-jüdisches Erbe.“

Zvi Goldstein, Jahrgang 1921, Vorsitzender der ehemaligen Mannheimer in Israel: „Es geht auf die Endstation. Vielleicht ist deswegen soviel Interesse an den Jecken in letzter Zeit.“ Chewa Goldstein, seine Frau: „Das sagt er schon seit 45 Jahren.“

Josef N. Rudel, Redakteur der „Stimme – Mitteilungsblatt für die Bukowiner“ und geschäftsführender Vorsitzender des Verbandes deutschsprachiger Schriftsteller in Israel: „Mit dem Verband ist es aus. Der Schriftstellerverband ist Geschichte. Und die Jecken? Mein Sohn, 49, ist nicht an meiner Vergangenheit interessiert. Wenn ich ihm irgendwas erzäh-

le, beginnt er zu gähnen. Völlig uninteressiert. Das gilt für die Nachkommen aller anderen Landsmannschaften auch.“

Trude Fraenkel, Jahrgang 1894, Ehrenbürgerin von Jerusalem: „In einem Zeitungsartikel über mich hat gestanden: ‚Bald wird sie bei ihren Eltern sein.‘ Das Wort ‚bald‘ hat mich gestört. Das schreibt man nicht. Die Autorin weiß ja nicht, ob’s bald ist.“

Esra (Erich) Steinitz, Jahrgang 1901, Veteran arabisch-jüdischer Workcamps der 50er Jahre: „Die Liebe zur Musik. Manchmal spiele ich mit meinem Ältesten vierhändig Klavier. Ich glaube nicht, daß unsere Kinder zu bereuen haben, von deutschen Eltern abzustammen. So haben sie leichter Deutsch gelernt.“

Hilde Philipp, Jahrgang 1907: „Es ist manches von unserer Kultur übergegangen: Orchester, Musik, Zivilisation – hübsche Gärten und Wohnungen.“

David Chwolles, Jahrgang 1910: „Wir wären nie auf die Idee gekommen, mit unseren Kindern Deutsch zu sprechen. Hier im Elternheim gab es neulich ein Rundschreiben auf Deutsch, da habe ich einen Brief an die Verwaltung geschrieben: Hebräisch soll Heimsprache sein! Die kleben hier an der deutschen Sprache.“

Heinz Oliven, Jahrgang 1911, Verband der ehemaligen Kölner und Rheinländer: „Ich darf den Namen ‚Deutschland‘ nicht fliehen im Andenken an meine gottseligen Eltern. Aber unseren Kindern deutsche Namen geben, das durften wir nicht in einem Land, das in 30, 40 Jahren vollkommen Hebräisch sein würde; es könnte jemand daran Anstoß nehmen.“

Hermann Mayer, Jahrgang 1915, Inhaber einer der letzten deutschen Buchhandlungen in Israel: „Wir konnten nicht viel mehr tun, als mit unseren Kindern Deutsch zu sprechen. Viele in unserem Alter haben Hebräisch erst durch ihre Enkel gelernt. Ich könnte mir vorstellen, daß das Deutsche als Sprache hier ausstirbt. Aber derzeit wird wieder sehr viel Deutsch verlangt. Jetzt fangen die älteren Leute wieder an zu lesen, die ihre eigenen Bücher verkauft haben, als sie ins Altenheim gingen. Sie kaufen Romane und Biographien, Großdruck. Über die NS-Zeit lesen nur Leute, die sich damit wissenschaftlich beschäftigen.“

Hilde Hoffmann, Jahrgang 1922, Vorsitzende der ehemaligen Frankfurter in Israel: „Ich gehöre zur Generation, die hin- und hergerissen ist. Meine Enkel wissen genau, wo sie hingehören: nur hier. Meine Kinder auch, obwohl die noch viel von Deutschland eingatmet haben. Ich gehör’ weder hier- noch dorthin. Meine Tochter hat einen Kreis, in dem es überhaupt keine Rolle mehr spielt, ob man von jeckischen Eltern stammt, von polnischen, von allen. Das ist ganz verwischt – im Gegensatz zu unserer Generation. Sie waren alle zusammen in einer Schule, sprechen eine Sprache, wurden nach demselben Plan erzogen. Jeder hat noch seine Wurzeln aus seiner Familie. Auch wenn wir nicht wollten, wir haben weitergegeben, was wir selbst bekommen haben (an Erziehung). Meine Kinder sprechen beide Deutsch. Ich habe drei Enkel: Die Älteste versteht Deutsch, die beiden anderen schon nicht mehr. Sie ärgern sich, wenn wir Deutsch sprechen – nicht, weil es die

deutsche Sprache ist, sondern weil sie nichts verstehen, und mein 15jähriger Enkel hat schon gesagt, er will jetzt zum Goethe-Institut und Deutsch lernen. Ich weiß, sehr viele junge Menschen, die überhaupt nichts mit Deutschland gemein hatten, lernen Deutsch aus geschäftlichen Gründen. Deutsch ist eine Weltsprache. Und heute ist sehr viel Jugendaustausch mit Deutschland, das hat nichts mit jeckischen Eltern zu tun. Das ist zwar kein normales Verhältnis, das kann noch nicht so schnell sein, aber das Verhältnis entwickelt sich zur Normalität.“

Uri Aloni (Hans Eulau), Jahrgang 1922, Kibbuz Lochamei Hagetaot: „Ich habe mich mit Jugendaustausch beschäftigt und drei Städtepartnerschaften eingefädelt. Den jungen Deutschen gegenüber sollte man nicht die Tür verschließen. Nicht nur, weil sie es verdient haben, ohne direkte Schuld oder Verantwortungsgefühle empfangen zu werden, sondern auch wir den jungen Deutschen helfen müssen, ihre eigene Geschichte zu erfahren. Und das tun wir hier in unserem Museum der Ghettokämpfer.“

Käthe Altmann, Jahrgang 1917: „Ich habe im Lager in Shanghai Typhus bekommen. Deswegen konnte ich keine Kinder kriegen. Deswegen habe ich auch nie Hebräisch gelernt. Ich schäme mich dafür, aber sich zu schämen ist leichter als Hebräisch zu lernen. Als ich Witwe wurde, habe ich mit meinem Hundele auf der Straße Hebräisch gesprochen, dafür reichte es. Man gibt doch seine Sprache, seine Herkunft, seine Wurzeln nicht auf. Kein Mensch, kein Tier gibt das auf. Und heute? Theoretisch bin ich Israelin. Ich würde es gern sein.“